begüterten Bäuerin. Des Mannes Verbitterung trug sie geduldig und würdig, wie eine Krankheit, in der es doch übergenug Heiterkeit und Hoffnung gibt.

•

Es war in den ersten Tagen eines wildstürmischen Frühlings, als die Bäuerin ihr Kind zur Welt brachte. Härter, rauher, als das Ringen in der Natur, war das Ringen der Angeälterten um das neue Sein. — Haus, Hof und Dorfschaft war zwei Tage lang erfüllt von dem, was die Frau litt. Der Bauer stapfte, von widerstrebenden Gefühlen zerrissen, die Hände geballt, die breite Stirn gekraust, zwischen seinen Ackerbreiten dahin.

Eine Hoffrau rief ihn um die Stunde des Abendläutens dann einmal heim, — ohne weitere Mitteilung. Ein Sohn war geboren: — er las es von der Botin Gesicht, — — die Mutter lebte; auch das konnte er lesen. Und es schrieb sich ihm mit rotleuchtender Schrift ins Herz, als er es las.

Das Kind zu begrüßen, kostete ihn harte Ueberwindung. Schwerfällig, täppisch, tat er es. Verwundert, mit immer unruhigem Blick sah er auf den Ankömmling nieder. Ein so winziges, so „hiesiges" Kind hatte er noch nie gesehen. Mächtig, breitbeinig, stand sein erstgeborener Sohn ihm gegenüber an des Neugeborenen Wiege, das Kleine tätschelnd, gutmütig, gar nicht tragisch, gar nicht mißgestimmt. Der Landdoktor, der sein Handwerkszeug zusammenpackte, gab über Bettchen und Erstgeborenen weg dem Bauern einen nicht mißzuverstehenden Wink.

Da ließ der Rodehöfer, von einer seltsamen Ergriffenheit gepackt, es sich die zweite Ueberwindung kosten.

Er trat an das große Bett, in dem die Frau schneeweiß und glücklich lächelnd auf den prall gestopften Kissen lag. Den breiten Nacken buckend, streichelte er mit der harten, braunen Hand freundlich die schönen, vollen Hände.

•

Der kleine Erbe lebte, die Schätzung des Doktors übertrumpfend, doch vierzehn Tage. Viel Wesens wurde von seinem kleinen Leben und dem großen Ereignis seines Sterbens gemacht. Unter Beteiligung der gesamten großen Freundschaft und Verwandtschaft ist er mit großem Gepränge feierlich begraben worden.

Im „Alten Eckboom" feiern sie eben sein Totenmahl, sein immer lauter und lärmender werdendes Ehrenfest.

Vater und Mutter sind still.

Wundervoll würdig ist die blasse Frau. Mit wehmütigem Feingefühl versteht sie die Stimmung, in der der Bauer während des Gelages ein paarmal nach ihrer Hand faßt. Sie läßt sie ihm geduldig, läßt sie ihm auch auf der Heimfahrt, wo er sie lange in der seinen hält.

„Mußt nicht bös sein, — wollen, denk' ich, gut zusammen leben, — gut zusammen kramen", bringt er stockend hervor.

Sie nickt, — ruhig und traurig, voll wunderschöner, bäuerlicher Würde.

—⊡—

Der Rutengänger

Kriminalskizze von Max Geißler.

Es steht ein Wald auf dem Grenzgebirge; drüben ist tschechisches, hüben deutsches Land. In diesem Walde liegt der Grashof; so genannt, weil sich die Wiese um ihn wirft, wie ein grüner Ring. Es ist ein Einödhof. Man kann dort Wurst und Brot haben und ein Glas Milch; auch ein Nachtlager, wenn's nicht anders geht. Die Straße läuft ein paar Rehsprünge lang oben an der Wiese hin, verkriecht sich aber gleich wieder im Forst.

Kommt da eines Morgens ein Franziskanerpater über den Grashuchs herunter. „Gott zum Gruß, Rombacher", sagt er und lacht den Grashofer aus einem Rundgesicht mit stahlblauen Augen an. Der Bergwind hat ihm die Augen so ausgeputzt. Er ist ein Bauernmensch, der Pater, fromm und frohgemut, mit rupfener Kutte und grobem Schuhzeug. Es paßt so zur Waldfahrt.

Der Grashofbauer setzt ein steinernes Gesicht auf, wie einer, der einen Fremdling nicht gern kommen sieht, und sagt: „Die Rombacherleut? Die haben im anderen Frühjahr verkauft. Der Bauer bin jetzt ich, der Sepp."

„Alsdann", sagt der Pater, „hoffen wir, daß ich beim Sepp eine so gute Aufnahme find' wie beim Rombacher. Ich komme alle zwei bis drei Jahre — für die Suche, weiß't; denn Wasser ist rar auf dem Berg."

„Geld ist noch rarer."

„Ah, Geld will ich nicht. Eine rechte Bauernsuppe — es kann ein bissel G'selchtes drin sein — die wär' meine Mühe wohl wert." Dabei lacht er ihm treuherzig ins Gesicht.

Holder Tag

Es war vielleicht ein Hauch, ein Blick, ein Wort, —
Kaum könnt ich sagen, was sich heut begeben:
Ein leises Glück ist da, ein Schmerz ist fort,
Wie zauberleicht ist heut der Gang durch's Leben!

So leicht, als führe mich des Baches Lauf,
Als trüge mich des Windes zarte Schwinge,
So leicht, als flöge all mein Sorgen auf,
Wie eine Wolke blauer Schmetterlinge.

Frida Schanz.

„So komm herein!" sagt der Sepp. Und rufen tut er: „Jensie — Kreszenz!"

Die Bäuerin tritt aus der Kuchel, trocknet sich die Hände an der Sachschürze und rückt sich das Kopftuch zurecht. Es gibt Kartoffeln und gelbe Rüben zu Mittag; einen Trunk Wasser auch — wenn der Sepp läuft und den Eimer voll aus dem Quell holt, der zweihundert Schritt vom Hause rieselt. Der Pater wundert sich sehr. „Na, und der schöne Brunnen im Hof?" fragt der.

„Der ist seit dem Winter ausgeblieben — Bodensenkungen, Erdrutsche", sagt der Sepp und schaut den Gast scheel an.

„Dann schickt mich der Herrgott leibhaftig!" ruft der Pater und schlägt die Faust in die hohle Hand. „Das Wasser werden wir gleich haben." Man weiß, er versteht es mit der Wünschelrute zu finden. Der Sepp stapft geschlagene zweihundert Schritt zum darben Quell und läßt den Eimer volltröpfeln. Mittlerweile unterhält sich der Pater mit der Bäuerin über die Not in der Welt, und ob der Sepp das schwere Herz hat, weil er so karg im Wort ist.

Auch die Jensie hat ein hartes Gesicht. „Wir haben so viel Verdruß", sagt sie. „Die Gendarmen wollen uns zu Grunde richten. Es ist doch im Sommer ein Mensch in diesem Waldstrich erschlagen worden. Eine Tasche voll Silbergeld und Banknoten hat man ihm geraubt. Sie sagen, der Sepp hätt's gemacht. Dann haben sie in Haus und Hof das Unterste zu oberst gewendet. Der Bauer hat aufs Gericht gemußt, ist vernommen worden und — wie soll ich es sagen — sie haben uns den Rest unseres Lebens vergällt . . ."

„Das läßt sich wohl denken", sagt der Pater, „ob, ob!" Und weil nun der Bauer mit dem Wasser wieder da ist, gehen sie zu dritt zu der Rüster, die vor dem Wurzgarten steht. Der Pater schneidet einen Zwiesel herunter und streift die Blätter ab; die Wünschelrute ist fertig. Wenn er damit über unterirdisches Wasser gelangt, ruckt sie in seinen Händen, oder sie dreht sich; zeigt auch an, ob Metall, etwa Silber in der Erde verborgen ist. Einmal hat der Pater einen Krug voll Gold- und Silbergeld in er anfangen. Er erfaßt also die Enden des drei Meter Tiefe erraten. Im Wurzgarten will gegabelten Zweiges und schreitet voran. Die Frau wird unruhig, und der Bauer hält ihn an der Kutte fest. „Nichts da!" sagt er. „Mit so Hexereien will ich nichts zu schaffen haben. Wenn es laut wird, halten mich die Leute für einen Narren." Damit zieht er ihn aus dem Garten und schlägt das Pförtlein im Zaune zu. „Nichts da!"

Der Pater sieht ihn betroffen an. „Wie Du willst, Bauer", sagt er dann und wirft das Rütlein fort. Von der Sonne liest er die Stunde ab, macht sich auf den Weg und verschwindet in der Tiefe des Waldes. —

Im Forsthaus, das er nach zwei Stunden erreicht, sitzen zwei Schutzleute in Zivil, grüßen ihn in strammer Haltung, und der ältere fragt: „Wie ist es gegangen, Herr Kommissar?"

„Ich glaube, der Mann ist überführt. Im Wurzgarten hat er seinen Raub vergraben." Dann legt der „Pater" seine Verkleidung ab.

—⊡—

Die kleine Sekretärin

Skizze von Paul Goch.

„Bezugnehmend auf Ihr Schreiben vom 17. ds. . . ."

Mit flinken Fingern klappert die kleine Sekretärin die gewohnten Formeln herunter. Endlich der letzte Brief! Es ist schon 5 Minuten nach 7 Uhr. In einer Viertelstunde soll sie am Bahnhof sein. Ob „Er" warten wird, wenn sie nicht ganz pünktlich ist? Noch zwei Seiten Stenogramm. Sie kommt bestimmt zu spät zum Stelldichein. „Wir müssen mit Bedauern feststellen, daß . . .

Heute hat der Chef auch noch seinen bösen Tag. Da schimpft er über jedes Komma, das sie vergessen hat. Vor halb acht Uhr kann sie unmöglich am Bahnhof sein. Wenn „Er" nicht wartet, dann ist alles vorbei. Sie weiß ja nur, daß er Stefan heißt. Und er hat gar nicht nach ihrem Namen gefragt. Erst sagte er „Gnä Fräul'n!" zu ihr, und dann, als sie auf der Bank im Stadtgarten saßen und sich immer und immer wieder küßten, nannte er sie „Mein lieb's Mäderl!"

„Bei der augenblicklichen trostlosen Geschäftslage . . ."

Eigentlich ist es gar nicht ihre Art, sich mit einem Menschen einzulassen, der sie auf der Straße anspricht. Aber an diesem Stefan kam sie nicht mit ihrem hochmütigen „Nein, ich danke!" vorbei. Seine Stimme klang gar so lieb. Und wie sie aufschaute und sein hübsches, frisches Gesicht mit den lachenden, blauen Augen sah, da war's um sie geschehen. Ja, er hatte recht: „An so am schönen Malabend darf der Mensch net allein sein!"

Sie wehrte sich nicht, als er vertraulich ihren Arm nahm; und wie er im Stadtgarten von der beleuchteten Allee in den dunklen Seitenweg einbog, da ging sie willig mit, obwohl es doch gar nicht ihre Art war, sich mit einem wildfremden Menschen im finsteren Stadtgarten herumzutreiben. Aber den Stefan liebte sie vom ersten Augenblick an. Und wie er sie in seinen Armen hielt und an sich preßte, daß sie vor Schmerz und Angst und Glück kaum mehr atmen konnte, da wußte sie: Das ist die große, große Liebe.

„Einliegend übersenden wir Ihnen die Abschriften . . ."

Oh Himmel! Wo sind die beiden Abschriften? Die kleine Sekretärin läuft zum großen Schrank, in dem die Briefordner in langer Reihe stehen. Welcher Buchstabe? Nur schnell, schnell! Stefan ist ja schon längst am Bahnhof. Das arme Kind blättert hastig in der großen Mappe. Was gehen sie eigentlich die alten, abgelegten Briefe an? Was kümmert sie der ganze Geschäftskram? Sie hat doch keine Zeit mehr, sie muß ja an den Bahnhof. Ihr Glück, ihr Leben hängt davon ab. Sie will, sie muß Stefan wiedersehen. Soll sie alles stehen und liegen lassen und schnell an den Bahnhof laufen und Stefan sagen, daß sie erst später kommen kann? Wenn aber inzwischen der „Alte" anruft und sie nicht da ist . . . Der bringt es fertig, sie einfach auf die Straße zu setzen. Wenn sie wenigstens Stefan schreiben könnte! Aber das geht auch nicht, denn sie weiß ja nur, daß er Stefan heißt.

Da ist endlich die eine Abschrift und da die andere. Die kleine Sekretärin nimmt ihre Unterschriften-Mappe und läuft durch den langen Korridor ins Privatkontor. „Herr Direktor . . .!" sie ist ganz atemlos. Der „Alte" winkt ärgerlich ab. Er telephoniert, horcht, plaudert, lacht und horcht wieder. Die kleine Sekretärin muß warten, endlos warten. Sie zittert vor Ungeduld. Es ist schon fünf Minuten nach halb acht. Vielleicht ist Stefan längst wieder fort, oder . . . Wenn er sie so liebt wie sie ihn, dann wartet er die ganze Nacht. Jetzt kommt sie schon eine halbe Stunde zu spät. Wenn Stefan doch noch da wäre . . Er würde sicher wieder seine Hand unter ihren Arm schieben, sie wieder „Mei lieb's Mäderl" nennen; und sie könnten in den Stadtgarten gehen und sich küssen, küssen . .

Endlich hängt der Direktor den Hörer ein. „Darf ich um die Unterschriften bitten, Herr Direktor!" Sie legt die Mappe vor sich hin und er . . Nein, er sucht nicht nach den vergessenen Kommas. Er sieht auch nicht, daß sie sich im letzten Brief dreimal vertippt hat. Er unterschreibt ohne alle Umstände. Nach zwei Minuten läuft die kleine Sekretärin schon wieder den langen Korridor hinunter. Jetzt noch schnell die Briefe in die Umschläge gesteckt, den Schreibtisch und die Schränke abgeschlossen! Den Hut aufgesetzt! Noch geschwind die Locke ein wenig zurecht gedreht! Die kleine Sekretärin rennt die Treppe hinunter und an dem alten Portier vorbei aus dem Haus und weiter, weiter an den Bahnhof. „Du lieber Himmel!" wimmert sie verzweifelt. „Es hat ja gar keinen Sinn, daß ich so laufe. Stefan ist doch schon lange wieder fortgegangen!" Sie hat kein bißchen Hoffnung mehr. Aber sie läuft doch immer schneller.

Trifft sie den Stefan noch? Der eine Stefan wartet, der andere wartet nicht. Manchmal endet so eine große, große Liebe sehr schnell, manchmal so nach und nach. Ewig dauert keine.

Verantwortlich H. Semmelmann, Altena.
Druck und Verlag: C. Sank, Altena.

DER ERZÄHLER
Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung
Nr. 16 Samstag, den 25. April 1931

Der Kamerad

Von Heinz Steguweit.

Der treue Johannes — da hockt er am Gartenfenster und faltete die Hände. Irgendwo in Flandern, als die Pfui-Teufel-Musik der Minen und Granaten um seine Ohren schrie, wurden seine Augen totgeschossen. Er sieht nichts mehr. Seine leeren Augenhöhlen tränen vom Wundfluß; jeden Morgen weicht ihm Frau Marthe mit einem Schwamm die harten Schorfkrusten von den vernarbten Lidern. Seine Stirn hat blaue Brandflecken, die Gas und Pulver in die Haut sengten. Jeden Morgen sitzt Johannes am Fenster; jeden Morgen hält er seine Hände gefalten.

Und es ist Sommer. Johannes lernt wieder lächeln. Scharfe, harte Linien verklären sein Gesicht, wie mit einer Nadel in Kupfer gegraben. Es ist das Lächeln dieser Zeit. Er riecht den herben Duft der Topfgeranien am Fenster und hört den gläsernen Schlag der Singdrossel. Sein Weib wringt Wäsche, und sein Bube kommt in die Tür gesprungen und schüttet ihm bunte Kieselsteine in die gelben Hände: „Sieh, Vater, die Steine, rote, grüne und weiße!"

Johannes streichelt ihm über die kornblonden Locken und lächelt wieder: „Schön, mein Junge — wunderschön!" Dann richtet er sich auf, tastet an den Wänden vorbei und sagt: „Es muß draußen Sonne sein. Meine Schläfen sind erwärmt, die Vögel scheinen lustig, und Bienen durchsummen die Holunderdolden. Ich möchte hinaus, Marthe, mein Bube — ich möchte hinaus!"

„Ich hab' die Wäsche", sagt Frau Marthe, „morgen führe ich dich in die Roggenfelder."

Johannes schweigt und wischt an den Augen; dann sagt er: „Wer weiß, ob morgen wieder Sonne ist; Junge, komm, geh du mit deinem Vater!"

Der Junge hängt ängstlich an der Mutter: „Vater — ich trau' mich nicht!"

„Es ist zu gefährlich", hilft ihm die Mutter, schlägt ein nasses Linnentuch aus und murrt.

Da tastet Johannes wieder zurück, so still, wie er gekommen ist. Wieder sinkt er auf den Stuhl am Fenster und stützt den narbigen Kopf.

Die Scheiben stehen offen, und ein dünner Windstrich trägt dem Blinden tausend Wonnen zu: den kräftigen Honigduft von Holunder, ein Grillengeigen und das Geräusch der Wasserröpflein vom Laufbrunnen.

Frau Marthe geht, die Bleiche zu gießen, während der Bube, schreiend vor Lust, über den Rasen turnt.

Johannes hat nicht viel an der Freiheit der Alltäglichen; er muß auf ihr Gefallen warten, auf ihre Zeit, wenn er nur unter der Sonne atmen oder durch Aecker und Bäume wandern will. Er ist unter den Menschen zum Ding geworden, das im Wege steht und nur erhalten, nicht mehr geliebt wird. Ganz still ist es um ihn, fast kann er das dünne Ticken seiner Taschenuhr hören.

Da werden seine Knie plötzlich erwärmt; sanft schmiegt sich ein Fell an seine Beine. Er streckt die Hände aus und fühlt: — „Wolf?"

Der Hund leckt ihm die halten, mageren Finger, springt ihn an, wedelt, bettelt und bläst heißen Atem ihm entgegen. Johannes steht auf, und während er das mächtige Tier klopft, wird er von ihm hinausgedrängt; immer weiter, durch den Flur, aus der Haustür, über den lauten Markt, zwischen hastige Menschen und rollende Wagen. Das Tier winselt vor Freude. Aufrecht schreitet der Blinde; er fühlt die warme Sonne auf den Wangen und strauchelt nicht. Tritt für Tritt ist er sicher, und wenn ein Wagen vorüberfährt, stößt ihm Wolf warnend den Kopf vor die Knie. Dann hält der Blinde an und wartet, bis er wieder fortgezupft wird, immer weiter, bis sie unter kühlende Fichten kommen, wo unter ihrem Harzgeruch ein Rieselbach silbern über Steine springt und kupferhelles Flöten der Finken von den Aesten tropft.

Johannes geht, geht einsam und doch begleitet, er wandert mit jemand — nicht neben jemand; das spürt er, wenn sich der treue Gefährte bellend an seine Knie drückt.

Nun treten sie aus dem Waldschatten, und die Glut des Mittags sengt ihm wieder den Scheitel. Johannes fühlt sich müde werden und steht mitten auf der Straße. Zu beiden Seiten wogt das hohe Korn. Er hört die rauhen Grannen singen, wenn ein leiser Windstrich darüber geht.

„Wolf — ein wenig warten, Wolf. Ich bin müde!"

Da stößt der Hund ihn seitwärts, bis Johannes ein sperrendes Hindernis vor den Knien spürt; er tastet nach: eine Feldbank. Dann wendet er sich und hockt nieder.

Der Hund liegt vor seinen Füßen und läßt den Atem hastig stoßen, seine Zunge hängt über den Zähnen, und die roten Lefzen triefen. Hier wärmt den Blinden die Einsamkeit mit ihrem schwarzen, tröstenden Mantel. Er fühlt sich wieder wertvoll, und sein Vorhandensein dünkt ihn keine Last mehr, keine hinderliche Nebensache. Er atmet tief und frei, weil er den Genuß des hohen Himmels und der Sonnenwärme von keinem Opfer der Menschen zu erkaufen brauchte. Das macht ihn reich; er lächelt glücklich, wie lange nicht mehr, ob dieser Stärke. Und der Erdgesang der Lerchen und Grillen läßt ihn träumen von den Wundern nie gekannter Süße. Der ferne Stundenschlag von der Stadtkirche hängt in seinem Ohr, das alle Melodien in sein dankbares Herz weiter gibt. Seine Sinne malen ihm das Alterbild zurecht; er weiß, daß die Aehren reif sind und schwer; er sieht nicht ihre Bräune, atmet aber gierig den Brotgeruch der satten Kolben ein.

„Das Abendmahl im Felde", murmelt Johannes und beugt sich nieder, seinem Hund das heiße Fell zu kraulen. Und er denkt an die Zeit, als er noch Augen hatte. Da will er die wunden Lider aufreißen, will schreien und lachen vor Lebenslust; aber irgendwo steckt die Freude im Halse fest und schluckt sein Lächeln wieder ein. Sein Gefährte springt neben ihm auf die Bank und drückt sich schmeichelnd fest an seine Schultern.

„Ja, du", sagt Johannes, „ja du — mein Kamerad!"

Dann steht er auf trottet mit dem Tier heim. Noch einmal hält er am Waldsaum. Er spürt den kühlen Schatten der Bäume und wendet sich nach der weiten, fernen Ebene. Er denkt an Frau Marthe, die keine Zeit hat, denkt an den lachenden Buben, der sich nicht traut, und denkt an sein teures Vaterland. Er wischt den Wundfluß aus den Augen und geht: „Wolf — komm du mit mir, Wolf!"

—⊡—

Männleins erster Schultag

Skizze von Hilde Brand.

„Heute geh' ich in die Schule!" Mit diesem Frohlocken stellt sich Jürgen an einem Mittwoch früh um sieben Uhr in seinem Bettchen hoch. Endlich ist es so weit. Gar nicht schnell genug kann ihm die neue Wollsacke heute übergezogen werden. Als er fertig ist, blickt er nach der Uhr; er kennt sie ja schon lange — erst halb acht! Und um zehn Uhr sind sie bestellt.

„Na, Männlein, hast du auch den Ranzen schon gepackt?" necht der Vater, als sich der kleine Kerl wichtig zum Frühstück zu ihm gesellt. Grinsend, seine Semmel kauend, beschaut ihn Hans, der große Bruder.

„Ich, heute sollen wir nur erst die Brottasche mitbringen", meint Männlein nun doch etwas verlegen. „Aber morgen . . . Heute kriegen wir alle Bücher gesagt, die wir kaufen sollen, solch einen Stoß!" Er zeigte mindestens eine Halbmeterentfernung vom Tisch.

„Na, na", lacht der Vater und schaut dabei in die Zeitung.

„Ach, Ihr Abcschützen!" schon will ein Zank zwischen den Brüdern beginnen, denn der Große kann es natürlich nicht lassen, den Kleinen zu hänseln — da kommt die Mutter. Rasch macht sie das Frühstück und wickelt es in die bereit liegenden Bogen. Als sie dann auch nach ihrer Tasse greift, sagt Jürgen ganz beleidigt: „Mir mußt du doch auch Frühstück machen, Mutti!"

„Herrjeh, unser Schuljunge! Ich hab's ja fast vergessen. Aber natürlich!" Sie tut ganz erschrocken und langt in den Brotkorb. „Aber weißt du, Männlein, wir haben eigentlich noch zwei Stunden Zeit dazu." Ganz betrübt schaut der Kleine vor sich hin! Die dumme Uhr geht auch gar so langsam. Die Großen verabschieden sich und gehen. Jürgen ist mit der Mutter allein.

„Kommst du mit mir mit?" fragt er plötzlich zaghaft.

„Natürlich, Junge, in der ersten Zeit bringe ich dich immer hin."

„Aber nicht lange! Ich gehe zum Kaufmann doch längst allein," begehrt er in männlichem Stolz auf.

„Wie lange hast du Hans gebracht?"

„Vielleicht vierzehn Tage!"

„Mich brauchst du nur acht Tage zu bringen," sagt er rasch und energisch, denn er muß immer einen Vorsprung vor dem großen Bruder haben.

Während die Mutter nun im Zimmer umher räumt, hat er sich seine Tafel geholt und schreibt eifrig mit quietschendem Stift. „Wenn der Lehrer sagt ‚i' — dann mach ich's so. Und wenn er sagt ‚u' — dann mach ich's so, und eine Eins ist so und eine Drei so . . ." Er erzählt das alles leise vor sich hin, legt die Tafel dann aufs Sofa, auf das er sich gesetzt hat, nimmt die Fingerchen vor und rechnet: „Eins und eins ist zwei. Zwei und eins ist drei — — Beten kann ich auch: Müde bin ich — oder: Komm, Herr . . ."

Die Mutter nimmt gerade die Decke von dem Tisch, vor dem er sitzt. „Aber, Junge, heute fragt euch der Lehrer noch gar nichts. Ihr sagt bloß eure Namen, und dann erzählt er euch eine schöne Geschichte. Es ist gerade so wie im Kindergarten."

„Nein, Mutti, viel anders, peh, Kindergarten . . .!" Er nimmt seine Tafel und begibt sich ans Fenster; von dort aus kann er die Elektrische sehen, und es macht viel Spaß, da immer die Nummern abzulesen, wenn sie vorbei sausen.

Endlich ist es halb zehn.

Mit etwas zusammengekniffenen Lippen wartete er schon fertig angezogen im Korridor. „Du brauchst eigentlich gar nicht mitzukommen," meint er, als sie hinausgehen, greift dabei aber gleich fest nach Muttis Hand und läßt sie auf dem ganzen Wege auch nicht einmal los. Unterwegs begegnen sich viele solcher Paare; verständnisvoll lächeln sich die Mütter zu; kritisch betrachten sich die Jungens.

In der Turnhalle der großen Grundschule ist ein arges Gedränge. Aber sie finden doch noch Platz. Ganz, ganz eng sitzt Jürgen bei der Mutter und hält noch immer ihre Hand fest. Als er aufgerufen wird, geht er tapfer mit vor. Aber er sieht kaum hoch, als die Mutter seine Namen und Daten angibt. Er ist jetzt ein ganz kleiner, schüchterner Junge wie die anderen.

Dann geht's hinüber in die Klasse.

„Siehst du, hier werdet ihr sitzen, immer zwei in einer Bank. Setze dich mal da neben den kleinen Dicken!" Zögernd folgt Jürgen der Aufforderung, aber er schaut sich den Jungen nicht an, sondern guckt immer gerade aus, und die Mutter sieht, wie langsam Tränen in den blauen Augen aufsteigen.

Da kommt auch schon der Lehrer. —

„Nun auf Wiedersehen, Männlein!" Die Mutter gibt ihm schnell einen Kuß. „In einer Stunde hole ich dich wieder ab!" Sie wendet sich und will gehen. Da fühlt sie sich heftig am

Rock festgehalten. Als sie sich umsieht, steht der Junge mit dicken Tränen in den Augen da und blickt sie flehend an.

„Aber Männlein!“ sagt sie und schluchzt selbst ein bißchen. Dann aber blitzt ein Gedanke in ihr auf. „Guck bloß mal da! Der große Junge da drüben heult, weil er eine Stunde hier allein bleiben soll. Ist das ein Kerl! Der Hans hat nie geweint.“

Jürgen sieht krampfhaft in der angegebenen Richtung, wischt rasch heimlich die Augen, zwingt sich zum Lachen und sagt: „Ich mein' auch nicht — ach wo — —“

Der Lehrer klatscht in die Hände: „Jetzt muß ich die Mütter doch bitten, mir die Jungens für eine Stunde allein zu lassen.“ Die Mutter schließt leise die Tür. Männlein setzt sich schon, faltet in stiller Ergebenheit die Hände und sieht krampfhaft geradeaus.

Wem dauert die Stunde wohl länger, der Mutter oder ihm?

Als sie ihn dann, die große Schultüte im Arm, abholt, ist er strahlend vergnügt und hopst und springt. Daheim beim Mittag erzählt er: „Und soviele Jungens haben geweint, als die Muttis weggingen.“

„Na, und du?“ Hans kann es natürlich nicht lassen, das einzuwerfen.

„Ich?“ Männlein ist helle Empörung. „Nicht, Mutti, ich hab' doch nicht geweint! Ich möchte ja den ganzen Tag in der Schule sein, immerzu. So fein ist's da.“

Verstohlen lächelnd sehen sich die Großen an. Er merkt es gar nicht, sondern plaudert weiter und baumelt dabei vergnügt mit seiner Schultüte, die am roten Band von der Lampe hängt.

Der Kuß

Skizze von Max Geißler.

Die Laternen brannten noch, aber man sah ihnen die durchwachte Nacht an. Sie äugten so durch den Nebel und hatten eine fatale Aehnlichkeit mit den Leuten, die vom Balle kamen und auf die erste Straßenbahn warteten. Der Morgen graute noch nicht. Werktätige Menschen gingen da schon zur Arbeit, mit hochgeschlagenen Kragen und hutsamen Schals. Die Schritte klappten verdrießlich. Um die Ecken stieß ein bölger Wind, der blies hin und wieder Schnee aus den Backen.

Fischer stand an einer verlorenen Haltestelle. Er gehörte zu denen, die vom Balle kamen. Er hatte durchgehalten; aber nun kippte der Zylinder melancholisch nach vorn — woran übrigens der Mantelkragen schuld war. So drückte Fischer sich vor Wind und Wetter in einen schützenden Hauseingang, dessen Tür noch verschlossen war. — Straßenbahnen haben die Eigenheit, nicht zu kommen, wenn man auf sie wartet.

Fischer sprang auf den Wagen und geriet im Mittelgang vor ein hübsches junges Mädchen, gar nicht morgenkarg wie die anderen. Es lohnte sich, ein bißchen an dem herumzuraten, was sich hinter dem Pelzkragen und unter dem kecken Hütchen verbarg. Dabei rückte er sich den Zylinder zurecht, brachte den Kragenschoner in Ordnung, tat möglichst unbeteiligt an dem Fräulein. Auf einmal . . . . lag das nun an einem zu jähen Bremsen, oder trug das blendende Licht die Schuld? Tatsache war: Herr Fischer sank dem hübschen Fräulein in die Arme und stahl sich einen Kuß.

Damit hatte er einen durchschlagenden Erfolg, die Fahrgäste lachten. Aber das hübsche Fräulein lachte nicht — auch nicht, als Fischer ritterlich um Verzeihung bat. Die junge Dame rief den Schutzmann, der zufällig im Wagen war.

Fischer erläuterte ihm den Sachverhalt in heiterer Ruhe und Anschaulichkeit — bis auf den Kuß; den deutete er nur an. Fischers Personalien wurden festgestellt: Dann: Termin vor dem Schöffengericht; der Kuß als Verhandlungsgegenstand. Das hübsche Fräulein als Zeugin — unvoreingenommen, sachlich; aber die Meinung, daß es sich um ein zufälliges Aufeinanderstürzen der Lippen gehandelt habe, mochte sie nicht teilen. Das Gericht auch nicht. Fischer wurde verurteilt, dem hübschen Fräulein hundert Mark zu zahlen . . .

Bis hierher: nicht ganz alltäglich, aber — die förmliche Erledigung und Schadloshaltung für gekränkte Moral.

Fischer hätte die hundert Mark ebenso förmlich durch Posteinzahlung überweisen können. Das tat er aber nicht. Am nächsten Mittag erschien er bei dem hübschen Fräulein. Er trat in ein wahrhaft jungfräulich ausgestattetes Zimmer. Die Sonne zwinkerte durch weiße Vorhänge. Es roch nach Frühling und frischen Veilchen.

Fischer hatte zu diesem Gange eine unternehmungsfrohe Weste angelegt. „Mein Fräulein, ich komme, um zu bezahlen.“ Er legte das Geld auf den Tisch und seine Hand darauf. „Aber zuvor möchte ich Sie fragen: Wollen Sie meine Frau werden?“

Sie lachte ihn aus blanken Augen an, unvoreingenommen, sachlich. „Das ist merkwürdig“, sagte sie. „Lieben Sie mich denn überhaupt? Und warum?“

„Weil Sie nicht lachten, als ich Ihnen den Kuß raubte“, sagte er. „Ihr Verhalten an jenem Februarmorgen im gleitenden Straßenbahnwagen war ein Zeichen Ihrer sittlichen Würde. Hätten Sie damals gelacht und hätte Ihr frischer, roter Mund sich den Kuß gefallen lassen zum Ergötzen der Fahrgäste — ich hätte nie um Ihre Hand gebeten. Wir Männer, leichtsinnig wie wir in diesen Dingen nun mal sind, freuen uns an den Frauen, die für die andern lachen, aber wir heiraten diejenigen, welche für uns lachen und uns den Sonnenschein zwischen die Wände unseres Hau'es tragen.“

„In diesem Falle, Herr Fischer . . .“ sagte das hübsche Fräulein zustimmend.

Kleines Erlebnis

Skizze von Gustav Halm-Köln.

„Zum Arzt, bitte!“ sagt der Herr im Flur und setzt den Fuß auf die unterste Stufe.

„Eine Treppe, bitte!“ antwortete das Mädchen. — Dann leiser: „Ist es sehr eilig?“

Der Herr erstaunt: „Eilig? — Natürlich eilig. Denken Sie, man fühlt sich wohl, wenn man krank ist?“

„Der Herr Doktor ist nämlich nicht da“, sagt das Mädchen. „Die Sprechstunde ist ja auch vorbei . . .“

„Erlauben Sie mal, — es ist doch eben erst fünf!“

„Ja, — und da rief eine Dame an, zu der ist der Herr Doktor jetzt hin. Vielleicht warten Sie im Wartezimmer, ich denke, in einer halben Stunde ist der Herr Doktor zurück.“

Unwillig murmelte der Herr etwas vor sich hin, steigt aber nach oben und setzt sich ins Wartezimmer. Er findet ein zerlesenes Witzblatt und stöbert darin, bis die einfallende Dämmerung das Lesen zu anstrengend macht. Da er Kopfschmerzen hat und sich müde fühlt, stützt er die Stirn in die Hand und nickt langsam ein. Endlich liegt er mit beiden Armen auf dem Tisch und schläft. Schläft eine Stunde, schläft zwei; es ist wohl irgend ein Kopfschmerzpulver schuld, das er vorher nahm; oder das Witzblatt.

Mittlerweile macht der Arzt seine Besuche bei den auswärtigen Kranken. Es wird Nacht sein, ehe er nach Hause kommt.

Um halb acht Uhr macht die Hausdame die Runde durch die oberen Zimmer, sieht zu, ob Wasser bereit steht, das Bett aufgedeckt ist, das Fenster geschlossen; im Sprechzimmer räumt sie Instrumente und Flaschen weg, löscht die Stichflamme unter dem Wasserbehälter. Dann geht sie ins Wartezimmer.

Sie schrickt zusammen. Im Halbdunkel sieht sie die Umrisse einer Gestalt — Arme, Kopf und Schultern. Ein Mann! Geduckt verbirgt er sich hinter dem Tisch mit den Zeitschriften. Aber sie unterscheidet ihn deutlich, sieht auch seinen Hut, der auf einem Stuhl liegt. — „Nur jetzt die Geistesgegenwart behalten!“ denkt sie, schaut flüchtig um und sagt halblaut: „Es ist alles in Ordnung.“ Dann verschließt sie die Tür hinter sich und geht durch das Sprechzimmer in den Flur und über die Treppe ins Unterhaus.

Im kleinen Querflur hängt das Telephon; gedankenschnell hebt sie ab, verlangt 01, das Ueberfallkommando. — „Ein Einbrecher“, ruft — nein, haucht sie hinein, „schnell, ja, bei Doktor Werkenthien, Goebenstraße 5. — Höchste Eile!“ — Dann sperrt sie die untere Korridortür mit Riegel und Kette flüchtet zum Mädchen in die Küche.

Dann hört sie das Auto, reißt die Türen auf und fliegt den Beamten entgegen. „Dem Himmel sei Dank! Schnell kommen Sie! — Aber leise, sonst ist er fort!“

Drei Mann und die Hausdame schleichen auf Zehen die Treppe hinauf, einer postiert sich vor das Sprechzimmer, einer bleibt vor dem Warteraum, die Dame steht händeringend auf der obersten Stufe. Einer, in Zivilkleidung, dringt entschlossen in das Wartezimmer ein, schaltet plötzlich das Licht an und erblickt den Mann, der hinter dem Tisch in einem Sessel sitzt. Schon steht er hinter ihm, legt ihm schwer die Hand auf die Schulter und sagt: „Keine Bewegung! Kommen Sie mit!“

Der andere öffnet mühsam die Augen, streckt sich und sagt: „Na endlich. Ich warte sicher schon eine Stunde.“

Der Beamte ist überrascht, er war auf Widerstand gefaßt. „Bitte stehen Sie auf“ sagt er. Der Fremde erhebt sich und geht neben ihm her, tritt aber unerwartet ins Sprechzimmer ein. Sofort ist der Beamte an seiner Seite, hält ihm den Revolver unter die Nase und ruft: „Hände hoch, oder ich schieße!“

„Aber, Herr Doktor“, stammelt noch schlaftrunken der Fremde, „ich, ich . . .“

„Machen Sie keine Scherze, Mann! Gehen Sie vor mir her hinaus und die Treppe hinunter! Halten Sie die Hände hoch!“

Der unglückliche Patient, der den anderen für einen Einbrecher hält, hebt gehorsam die Hände hoch und geht auf den Flur. Draußen nehmen ihn zwei Beamte in Uniform in Empfang, und die Hausdame ruft: „Dem Himmel sei Dank, sie haben ihn! Machen Sie schnell, daß der Kerl aus unserem Hause kommt!“

Fast zugleich kommt auch das Mädchen, das sich bisher in der Küche verschanzt hielt, die Treppe hinauf. „Fräulein“, ruft der Einbrecher. „Sie haben mich ja selbst hereingelassen.“

„Aha“, schmunzelt befriedigt der Kommissar, „typischer Fall von Hausdiebstahl!“ — Und winkt schon dem einen Polizisten, das Mädchen in Empfang zu nehmen. Aber da kommt er schlecht an.

„Was? — Ich? — Ich soll gestohlen haben? Schlechte Menschen sein Sie alle miteinander! Natürlich hab' ich den Herrn hereingelassen, o ja wohl, das hab' ich getan, sicher! Aber der Herr Doktor wird schön Krach machen, wenn er das da erfährt! Wo er ohnehin noch so wenig Patienten hat! — Und wenn der da gestohlen hat, da kann doch ich nicht dafür . . .“

„Unerhört“, protestiert jetzt auch der Verhaftete, „ich jedenfalls komme nicht mehr zu diesem Doktor! Ich danke für eine derartige Behandlung.“

„Ja, wer sind Sie denn? Was wollen Sie denn?“ stottert der Kommissar. Sie können doch nicht behaupten, daß Sie mißhandelt worden wären!?“

„So, — ist das vielleicht keine Mißhandlung, einen unschuldigen Menschen mit ‚Hände hoch!‘ und Revolver aus dem Schlaf zu wecken, wie?“ ruft empört der Patient. Und das Dienstmädchen springt ihm bei: „Jawohl, nur zum Herrn Doktor wollte der Herr, und da hat er oben gewartet, und ich hab' ihn ganz vergessen, und da kommen Sie und singen — — hu — hu — huhuhu . . . und hier bleib' ich keinen Tag mehr, das können Sie dem Herrn Doktor bestellen, huhuhu, ich danke, ich . . .“

Mitten in das sich entwirrende Knäuel kehrt plötzlich der Arzt zurück. Mit Befriedigung sieht er ein Auto vor seinem Hause, ein Traum von fürstlichem Honorar blitzt auf — und zerstiebt, als er den Flur betritt. Vor so vielen Menschen, die auf ihn einreden, flüchtet er zunächst in sein Wohnzimmer, alle dringen ihm nach, er bietet Stühle an, man sitzt um den Tisch. Von da bis zur Zigarrenkiste und Flasche Wein ist's nicht weit; und wenn der Patient und Häftling wirklich noch so lange bei dem Arzt gesessen hat, wie er hinterher erzählte, dann muß er sich nicht wundern, wenn er andern Tags trotz seines Besuches beim Doktor wieder Kopfschmerzen hatte!

Romantik im Lichtbild

Skizze von Georg Wagener.

In der Abendausgabe stand die Anzeige: Einige Berichterstatter gesucht. Herren mit Photoapparat bevorzugt.

Unter den siebzig Bewerbern, die am nächsten Morgen Schlange standen, befand sich auch Herr Erwin Köhler, der die Aussichten von vornherein ungünstig beurteilte.

Herr Erwin Köhler hatte leider recht. Das bestätigte sich, als er kaum im Zimmer des Gewaltigen stand. Dieser prüfte ihn nur mit einem raschen Blick und sagte: „Schon gut. Sparen wir uns das Reden. Wenn Sie bis heute abend etwas ganz Besonderes melden und durch eine gute Aufnahme ergänzen können, dann schließen wir einen Vertrag miteinander ab. Aber nur etwas wirklich Außerordentliches. Sonst brauchen Sie sich gar nicht wieder zu bemühen.“

Schon stand Herr Erwin Köhler draußen. Etwas ganz Besonderes! Was war denn darunter zu verstehen? Ein Straßenbahnzusammenstoß, ein Großfeuer? Das kam ja beinahe alle Tage vor, und außerdem hatten solche Ereignisse die dumme Angewohnheit, sich dort zuzutragen, wo man nicht war.

Aber auf einem Fleck stehen zu bleiben und zu warten, bis etwas von Belang geschah, war ja auch zwecklos. Also stiefelte Herr Erwin Köhler los und verlor sich bald im Getümmel des Weltstadtverkehrs.

Zwölf Uhr und noch nicht das Geringste erlebt. Herrn Erwin Köhler packte die Verzweiflung. Außerdem brannten ihm die Sohlen. Bei dieser erfolglosen Hetzerei war es schließlich gleichgültig, ob er fünf Minuten lang in dem Park dort am Seeufer Atem schöpfte. Schwer fiel er auf eine Bank.

Nanu! Was brummte da plötzlich ein Flieger über dem Park? Und noch dazu so niedrig! Und nun setzte der Motor aus. Heulte wieder auf. Verstummte. Irgend etwas war da oben nicht in Ordnung. Apparat heraus! Da, nun sackte die Maschine ab. Das gab ein Unglück. Momentaufnahme! Neuer Film. Der Musikpavillon! Knips. Noch einmal gut gegangen! Nur der Kopf vom Posaunenengel auf dem Dach war weg. Doch jetzt das Wasser. Rasch, Film Nummer drei! Plumps. Das Wasser spritzte. Der Daumen konnte vor Aufregung fast nicht auf den Auslöser drücken. Heran ans Ufer! Der Schwanz sah gerade noch aus dem Wasser heraus. Film Nummer vier! Ha, ein Glück! Der Flieger konnte sich retten. Knips, fünfte Aufnahme. Genug! Abfahrt zum Gewaltigen dort hinten in seinem Büro: „Der wird sich wundern! Heute abend sagte er, und halb eins ist es erst!“

Eine halbe Stunde dauerte es, bis Herr Erwin Köhler mit Straßenbahn und Autobus das Haus erreichte. Sechsunddreißig Minuten seit Aufnahme Nummer fünf waren verstrichen, als er keuchend vor dem Gewaltigen stand: „Etwas ganz Besonders! Fünf Filme vom Flugzeugunglück im Bürgerpark. Eben erst passiert. Kein Mensch in der Stadt kann etwas davon wissen.“

Da sah ihn der Gewaltige kühl an: „Herr, wenn Sie immer so langweilig sind, eignen Sie sich nicht zum Berichterstatter. Wären Sie noch 'ne Viertelstunde länger ausgeblieben, hätten wir Ihnen gleich die Sonderausgabe mit drei Aufnahmen vom Unglück geben können.“

Verzweifelt schlich Herr Erwin Köhler auf die Straße: „Einmal in seinem Leben wird dem Menschen ein solches Glück beschert, und ich Ochse nehme nicht das erste beste Auto! Schluß mit der Berichterstatterlaufbahn!“ Er dachte schon daran, ob es nicht am besten wäre, er kaufte sich für das letzte Geld, für das durch Benutzung der Straßenbahn „gesparte“, einen Strick. Doch er fand nicht gleich den Entschluß dazu und schlürfte geknickt die Straße entlang.

Irgend etwas, worüber er sich selbst keine Rechenschaft geben konnte, veranlaßte ihn, in eine Nebenstraße einzubiegen, obwohl er dachte: Hier ist schon garnichts los!

Da rannte plötzlich jemand gegen seinen Magen, fluchte, fegte über die Fahrbahn, schlug den Feuermelder ein. „Wo?“ schrie Herr Erwin Köhler. „Da. Im dritten Stock bei Kasten!“ brüllte der andere. Dabei trübte kein Rauchwölkchen den blauen Frühlingshimmel.

Eine halbe Minute später stand Herr Erwin Köhler im dritten Stock. Feuer? Nein! Aber aus einer Tür — oder wenigstens aus dem, was von ihr noch übrig blieb, nachdem ein paar Fußtritte sie zertrümmert hatten — roch es greulich nach Gas. Schade! Nur ein Selbstmord! Das war nichts „ganz Besonderes“.

„Selbstmord?“ sagte da einer von den Nachbarn, dessen Miene man sofort ansah, daß er in dieser Tragödie eine wichtige Rolle spielte. „Von Selbstmord ist doch nicht die Rede. Die Anna Kasten ist viel zu lustig um sich das Leben zu nehmen. Besonders jetzt, da sie einen Bräutigam hat. Nein, die beiden haben sich auf dem Gaskocher eine Tasse Kaffee aufwärmen wollen. Inzwischen setzten sie sich aufs Sofa, und dort waren sie wohl so sehr mit sich und ihren beiderseitigen Augen beschäftigt, daß sie gar nicht mehr an Kaffee und Gas dachten. Da ist die Sache übergekocht, hat die Flamme gelöscht, und das Gas betäubte beide. Sehen Sie, das kommt von der Liebe. Und wenn meine Frau — da steht sie, und verliebt ist sie nicht mehr — nicht so eine gute Nase hätte, wären die beiden Arm in Arm gestorben. Da habe ich die Tür eingetreten und das Gas abgestellt, und ein anderer ruft die Feuerwehr mit dem Sauerstoffapparat.“

„Donnerwetter“, sagte Herr Erwin Köhler. „So ein Glück!“ Er wußte nicht recht, ob er sich oder die Verliebten damit meinte. Er hatte auch keine Zeit darüber nachzudenken, denn er zückte in fieberhafter Eile seine Kamera. Knips — war das bewußtlose Liebespärchen aufgenommen! Knips — das Lebensretterehepaar mit der guten Nase und den kräftigen Fußtritten. Knips — der heimtückische Kaffeetopf und der Gasbrenner.

Und dann sagte Herr Erwin Köhler auf die Straße, erwischte ein Auto, schrieb im Fahren ein paar Stichworte nieder, stand ein paar Minuten später vor dem Gewaltigen und erhielt ein faustdickes Lob.

In der Abendausgabe stand eine rührende Aufnahme: Arm in Arm, selig umschlungen, der Welt entrückt, die Augen geschlossen, lehnte ein Liebespaar im Sofa. Darunter stand aber in wunderschöne Worte gekleidet, daß Fräulein Anna Kasten und ihr Bräutigam in das Jenseits hinüber geschlummert wären, hätte nicht die gütige Vorsehung eingegriffen. Und zum Schluß wünschte der Berichterstatter dem jungen Paare Glück für sein ferneres Leben.

Das Bild hatte einen gänzlich unerwarteten Erfolg: Vierundvierzig Damen jeglichen Alters und Aussehens meldeten sich am nächsten Morgen und verlangten — die Tonart je nach ihrem Temperament abgestuft — dringend Aufklärung: „Wie kommt mein Bräutigam in die Arme dieses Weibes?“ Der Gewaltige war leider nicht in der Lage, alle diese Fragen zu beantworten, witterte aber sofort eine neue Sensation und ließ Herrn Erwin Köhler kommen, der glücklicherweise gerade im Reporterzimmer war: „Setzen Sie sich mit den Damen auseinander!“

Der neue Berichterstatter zeigte sich der Lage vollkommen gewachsen: „Gedulden Sie sich bitte ein paar Minuten!“ Er raste zum geretteten Fräulein Anna Kasten: „Begleiten Sie mich zu Ihrem Bräutigam.“ Sie fanden den auf so wunderbare Weise Geretteten: „Kommen Sie mit zur Zeitung! Dort erwartet Sie eine freudige Nachricht.“

Erwin ließ den Bräutigam einen Augenblick vor der Tür des Reporterzimmers warten, trat ein, zückte die Kamera: „Einen Augenblick, meine Damen. — Herein!“ Der Bräutigam erschien. —

In der nächsten Ausgabe stand ein sensationelles Bild: Der Heiratsschwindler Biedermann wird von seinen fünfundzwanzig Bräuten empfangen. Es war ein Schlager ersten Ranges. Bildlich und auch wörtlich. Wie Herr Biedermann im Krankenhaus bestätigen konnte.

Nicht gesegnet

Erzählung von Frida Schanz.

Im fürnehmsten Gasthof der Dorfschaft, im „Alten Eekboom“ ist Leichenschmaus. In verschwenderischer Fülle duften und dampfen die üppigen Gerichte; und schon läßt sich beim Erscheinen der mächtigen Braten die während der ersten Gänge gebotene ernste Stimmung in lautere Reden und Gegenreden, in Behagen und Gemütlichkeit auf. Die schweren Weine wurden eingeschenkt. Es ist wie Hochzeit.

Nur daß die wirkliche Hochzeit der Gastgeber, des stattlichen Paares am oberen Ende der Mitteltafel, nichts von Prunk und Glanz der heutigen Feier gesehen hatte. Scheu und blaß saß die Braut, die heute in reicher, schwerer Bauerntracht, selbst stattlich und schwer trotz der zarten Bläße des vollen Gesichts, neben dem grauhaarigen beleibten Gatten prangt, damals auf ihrem Ehrenplatz. Vor vier Jahren war das gewesen.

Der Bauer, der sich den Sechzig näherte, hatte bald nach dem Tode seiner lange hinkränkelnden ersten Frau mit klarer Absicht und Berechnung nach einer zweiten ausgeschaut.

Daß die ledige Schwester der blühenden Eekhofmeierin bei einer solchen Umschau in Betracht kommen könne, hatte sie selbst am wenigsten geahnt.

Sie war alt, wenigstens ältlich, ohne jung gewesen zu sein. Dem Verwandtschaftshaushalt dienend und helfend eingereiht, hatte sie ihr Selbst, ihr hageres, farbloses und reizloses Ich, völlig vergessen.

Der Antrag des Bauern rückte ihr ihr tiefes eigenes Ich in ein heftig verwirrendes Licht.

Deutlich und fast ungeschminkt gab ihr der Rodehöfer seine Absichten und Wünsche kund. Was er von ihr wollte, war: die Führung seines Haushaltes, die Anstellung der Dienstleute, die Beaufsichtigung und leibliche Versorgung seines in der nahen Stadt zur Schule gehenden 15jährigen Sohnes, des Herzkernes seines Denkens und Lebens, des Erstgeborenen, jetzt zugleich Aeltesten und Jüngsten, — des Hoferben.

Die Bäuerin, die der Hofherr sich als zweite Frau erwählte, mußte wissen und verstehen, daß es sich in ihrer Ehe nicht mehr um behagliche Wochenstuben und fröhliche Kindtaufen handeln konnte.

Erbrecht und Erbsitte des Landstrichs spricht nach alter, sich oft grausam auswirkender Ueberlieferung den Hof dem jüngsten Sohne zu. Hans Heins durch das Erscheinen jüngerer Geschwister zweimal bedrohtes Erbrecht war durch frühes Kindersterben der beiden Nachgeborenen wieder gefestigt. Und so mußte es bleiben.

Elsabet, die Erwählte, eine Altjungfernsgestalt, wie aus altem, frommem Buch, hatte für fünfundvierzigstes Jahr zurückgelegt. An Mutterwerden hatte sie in ihrer selbstlosen, harten Jungfernschaft nie gedacht.

Kein Schmerz war bis zu ihrem fünfundvierzigsten Jahr in dem Abseitsstehen gewesen. Erst jetzt, wo das Fernliegende zum bewußten Verzicht wurde, kam ihr ein weher Schmerz.

*

Beschämt und verlegen ist das anspruchslose, bescheidene Mädchen zur reichen Bäuerin aufgerückt. Von Glück gekrönt, als rechtschaffen erwählte Braut des großen Bauern schritt sie zum Altar und galt doch, in ihrem Herzen zur Frau erwacht, vor sich selbst nicht als voll. Aus einer Hochzeit das Geheimnisvolle, Glückselige gibt, fehlte bei der ihren. Tief hat sie das empfunden.

Weil sie überhaupt empfand, tiefer als sie vorher gewußt, konnte sie im fürnehmeren Frauenstand dann auch nie zum vollen Glücklichsein kommen.

Wohl stand ihr das Frausein. Ein Erblühen, fast ein Schönsein kam über sie. Wohl stand ihr das Schaffen am Eigenen. Und doch war für ihre feines Herz das alles nichts anderes als ein Weiterdienen.

Auch ihr Sichfügen in des Bauern rauhe, derbe Eheherrlichkeit war ein Dienen. Er war nun ihr Mann. Und er war ihr lieb. Der volle Stand, die volle Ehre des Frauseins aber war nicht in ihrem Bewußtsein. Auch nicht in dem des Mannes, und es kam oft vor, daß er sich das vor ihr und den Menschen merken ließ. Er hatte kein Kind gewollt und er wollte kein Kind. Aber über diesen Wunsch weg trug er gegen die, die ihm keins brachte, die halb unbewußte Nichtachtung zur Schau, die der Bauer gegen die Kinderlose, die Ungesegnete, empfindet. Der Bauer will zehnmal kein Kind und trotzt doch gegen die Frau, der es versagt bleibt.

Der Rodehofbauer hat dieses verletzende Trotzen ausnehmend gut verstanden. Es ist ein paarmal kein Wagen da, der die Frau zur Kirche fährt, sie muß zu Fuß gehen, gekränkt, mühsam beherrscht.

In einem straffen, heftigen Wortwechsel zwischen ihr und dem Stiefsohn, den sie mit stark erwachter Mutterliebe liebt, gibt sie dem blonden Unfugtreiber, der in seinem Uebermut kein Maß mehr kennt, recht. In des Jungen lachender Keckheit liegt wohl ein klein wirbelnd Liebes, ein Etwas, als müßte er der Mutter eigentlich folgen. Aber der Vater treibt ihn von Widerspruch zu Widerspruch. Sogar die Dienstleute reizt er auf gegen den Ordnungssinn und die feine Sparsamkeit der Frau.

Tief und alle Freude vernichtend hätten sich Leid und Kränkung in Elsabets Herz einnisten können. Aber es war nicht Zeit dazu.

Eine erschreckende Freude kam, jäh und jubelnd, voll heißer Angst und süßester Not.

Elsabet, die Fünfundvierzigjährige, soll Mutter werden. Sie möchte vor ihrem Mann in die Knie sinken, sie möchte vergehen vor irrsinnigem Glück. — Gesegnet, — trotz allem und allem gesegnet!

Was ein Weib als Höchstes und Liebstes zusammenfassen kann in dem Begriffe: „Kind“, das jubelt und singt in der Frau.

Sanft und bang hat sie es ihrem Manne gesagt, was Gott an ihnen beiden getan.

Der Mann hat drei Tage lang verbissen und arbeitswutbesessen auf seinen Feldern gewerkt, hat sich kaum blicken lassen im großen, kühlen, jahrhundertealten Fachwerkhaus.

Als er aufs neue einlenkte ins tägliche Gleis, schien von ihm zu der Frau hin die Sprache verloren.

Um so wortreicher fuhr er auf, wo er den kleinsten Mangel an Ehrerbietung gegen sie bei den Dienstboten merkte oder ahnte. Den Jungen zwang er eines Tages fast auf die Knie zu reuiger Abbitte wegen einer frechen Antwort, die er der Mutter — so nannte er ihm gegenüber jetzt die Frau — gegeben. Allerlei Anschaffungen gab es im Haus, Neuerungen zu bequemerer Wirtschaftsführung. Und Sonntag für Sonntag stand die bestbespannte Chaise zur Kirchfahrt bereit. Nur daß die Frau die Fahrt allein machen mußte. Dem Bauer war in seiner Verstimmung der Weg ins Gotteshaus selbst im bequemsten Wagen zu weit.

Daß die Frau sich dies alles zu Herzen gehen ließ und daneben ein so unsägliches Glück empfand, machte sie wohl so besonders frauelich und heimelich schön.

Ihr Kind! Gott würde vielleicht geben, daß es ein Mädchen sei. Ungeneidet, ungehaßt konnte sie es dann zu ihrem Ebenbilde erziehen. Mit größerer Ruhe und Sicherheit, seinerer Berechtigung sah sie von Tag zu Tag ins Leben. Sie lernte sich fühlen, sich breiter und sicherer einfühlen in das Sein und Wesen der